



K
A
M
P
A

H. D. THOREAU

WALDEN

ODER VOM LEBEN
IN DEN WÄLDERN



K
A
M
P
A

H.D. THOREAU

WALDEN

ODER VOM LEBEN
IN DEN WÄLDERN

Henry Thoreau

Walden

oder Vom Leben in den Wäldern

Aus dem amerikanischen Englisch von Wilhelm Nobbe und
Regina Roßbach

Kampa

Sparsamkeit

Als ich die folgenden Seiten oder vielmehr den größten Teil davon schrieb, lebte ich allein im Wald, eine Meile von meinem nächsten Nachbarn entfernt in einer Hütte am Ufer des Walden Pond in Concord, Massachusetts, die ich selbst gebaut hatte, und verdiente meinen Lebensunterhalt nur durch meiner Hände Arbeit. Ich lebte dort zwei Jahre und zwei Monate. Jetzt nehme ich wieder am zivilisierten Leben teil.

Ich würde meine Angelegenheiten nicht so sehr der Kenntnis meiner Leser aufdrängen, wenn sich nicht meine Mitbürger so genau über meine Lebensweise erkundigt hätten, dass manche sie wohl als unverschämt bezeichnen würden. Ich selbst empfand es überhaupt nicht als unverschämt, sondern in Anbetracht der Umstände als sehr natürlich und angemessen. Die einen fragten, was ich gegessen, ob ich mich einsam gefühlt oder ob ich Angst gehabt hätte. Andere wollten wissen, welchen Teil meines Einkommens ich für wohltätige Zwecke verwendete, und wieder andere, die große Familien hatten, waren neugierig, wie viele arme Kinder ich unterstützte. Ich bitte deshalb diejenigen meiner Leser, die kein besonderes Interesse für mich fühlen, um Verzeihung, wenn ich versuche, einige dieser Fragen in diesem Buch zu beantworten. In den

meisten Büchern wird das »Ich«, die erste Person, ausgelassen. Hier will ich sie beibehalten. Was den Egoismus betrifft, ist das der einzige Unterschied. Wir vergessen meist, dass es letzten Ende immer die erste Person ist, die redet. Ich würde nicht so viel über mich selbst sprechen, wenn es irgendeinen anderen Menschen gäbe, den ich ebenso gut kennen würde. Leider bin ich durch die Begrenztheit meiner Erfahrungen auf dieses Thema beschränkt. Außerdem verlange ich für meinen Teil von jedem Schriftsteller, dass er früher oder später einfach und ehrlich von seinem eigenen Leben berichtet, und nicht bloß von dem, was er über das Leben anderer gehört hat. Etwa so, wie er seinen Verwandten aus einem fernen Land berichten würde. Denn wenn er wirklich gelebt hat, so muss das in einem weit entfernten Land gewesen sein. Vielleicht sind diese Zeilen hauptsächlich an arme Studenten gerichtet. Meine übrigen Leser müssen sich die Stellen zusammensuchen, die zu ihnen passen. Ich hoffe, dass bei der Anprobe des Rocks niemand die Nähte ausdehnt, denn wem er passt, kann der Rock vielleicht gute Dienste leisten.

Ich möchte gern etwas sagen, was nicht so sehr für die Chinesen oder Sandwich-Insulaner gilt als für euch Neuengländer, die ihr diese Zeilen lest; etwas über eure Lage, hauptsächlich über eure äußeren Umstände oder Verhältnisse in dieser Welt, in dieser Stadt: welcher Art sie sind, ob sie notwendigerweise so schlecht sein müssen, wie sie sind, ob sie verbessert werden könnten oder auch nicht.

Ich bin in Concord viel herumgekommen, und überall in den Läden, in den Büros und auf den Feldern machten die Bewohner auf mich den Eindruck, als ob sie auf tausend merkwürdige Weisen für ihre Sünden büßten. Ich habe gehört, dass Brahmanen sich zwischen vier Feuer setzen und in die Sonne starren oder sich kopfüber über Flammen hängen, dass sie »über ihre Schulter zum Himmel blicken, bis es ihnen unmöglich wird, ihre natürliche Stellung wieder einzunehmen, während durch die Verdrehung des Halses nur Flüssigkeiten in den Magen gelangen können«, dass sie ihr ganzes Leben an eine Baumwurzel gekettet verbringen, wie Raupen kriechend ungeheure Reiche ausmessen oder mit einem Bein auf einer Säule stehen. Aber selbst diese Äußerungen bewusster Reue sind kaum unglaublicher oder verblüffender als die Szenen, deren Zeuge ich täglich bin. Die zwölf Aufgaben des Herkules waren belanglos im Vergleich zu denen, die meine Nachbarn unternommen haben, denn er hatte nur zwölf davon, und dann war er fertig. Ich konnte dagegen niemals beobachten, dass diese Menschen ein Ungeheuer erschlugen oder einfingen, oder dass sie irgendeine Arbeit beendeten. Ihnen fehlte der Freund Iolaos, der mit glühendem Eisen den Hals der Hydra versengte. Darum wuchsen, sobald ein Kopf zerschmettert war, zwei neue nach.

Ich sehe junge Leute, meine Mitbürger, deren Unglück es ist, dass sie Farmen, Häuser, Scheunen, Vieh und Ackergerät geerbt haben. Denn solche Dinge sind leichter

erworben, als an den Mann gebracht. Es stünde besser um sie, wären sie auf offener Weide geboren und von einer Wölfin gesäugt, denn dann würden sie klarer erkennen, wo das wahre Feld ihrer Tätigkeit liegt. Wer hat sie zu Sklaven des Bodens gemacht? Warum sollten sie sich von ihren sechzig Morgen Land ernähren, wenn ein Mensch doch nur dazu verdammt ist, sein Häufchen Staub zu essen? Warum sollten sie gleich nach der Geburt damit beginnen, ihr Grab zu schaufeln? Sie müssen ein Menschenleben führen, sich dabei mit all diesen Dingen abplagen und so gut vorwärtskommen wie möglich. Wie manche arme unsterbliche Seele kreuzte meinen Weg, fast erdrückt und erstickt unter ihrer Last, die Straße des Lebens entlangkriechend, sich mit Ställen abrackernd, die fünfundsiebzig mal vierzig Fuß groß waren – mit Augiasställen, die niemals sauber gemacht wurden, mit hundert Morgen Land, Äckern, Wiesen, Weiden und Waldparzellen! Die Unbegüterten, die sich nicht mit solchen unnötigen, ererbten Fronen herumplagen, haben genug zu tun, ein paar Kubikfuß Fleisch zu beherrschen und zu kultivieren.

Doch die Menschheit krankt an einem Irrtum. Ihr besserer Teil ist bald als Dünger unter den Erdboden gepflügt. Ein scheinbares Verhängnis – gewöhnlich Schicksal genannt – zwingt sie, wie es in einem alten Buch geschrieben steht, Schätze zu sammeln, die von Motten und Rost zerfressen und von Dieben gejagt und gestohlen werden. Es ist ein Narrenleben, wie sie herausfinden, wenn

sie am Ende angelangt sind, vielleicht auch schon früher. Es heißt, dass Deukalion und Pyrrha Menschen schufen, indem sie Steine über ihre Köpfe hinweg hinter sich warfen:

*Inde genus durum sumus, experiensque laborum
Et documenta damus qua simus origine nati.*

Oder, wie Sir Walter Raleigh klangvoll reimte:

*»From thence our kind hard-hearted is, enduring pain
and care,
Approving that our bodies of a stony nature are.«
»Seither ertragen wir Schmerz und Pein, sind unsere
Herzen hart,
für unsere steinerne Abkunft liefern wir selbst den
Beweis.«*

So kann es gehen, wenn man einem faselnden Orakel blind gehorcht, Steine über seinen Kopf wirft und nicht schaut, wohin sie fallen.

Die meisten Menschen sind, selbst in diesem verhältnismäßig freien Land, aus purer Unwissenheit und Verblendung so sehr von eingebildeten Sorgen und den überflüssigen, groben Arbeiten des Lebens in Anspruch genommen, dass sie gar nicht dazu kommen, seine edleren Früchte zu pflücken. Ihre Finger sind durch übermäßige Arbeit zu ungeschickt und zittrig geworden. Tatsächlich hat der arbeitende Mensch heute nicht mehr die Muße, sich innerlich zu läutern. Es ist ihm nicht möglich, wahrhaft

menschliche Beziehungen zu den Menschen zu pflegen; seine Arbeit würde an Marktwert verlieren. Er hat nur Zeit, eine Maschine zu sein. Wie kann er sich seiner Unwissenheit bewusst werden, wie es für seine geistige Weiterentwicklung erforderlich ist, wenn er seine Kenntnisse so oft gebrauchen muss? Wir sollten ihn ab und zu ohne Gegenleistung ernähren und kleiden und gut zu ihm sein, bevor wir ein Urteil über ihn fällen. Die kostbarsten Eigenschaften unseres Wesens können, wie die Blüten der Früchte, nur durch die behutsamste Behandlung erhalten werden. Doch so zartfühlend behandeln wir weder uns selbst noch die anderen.

Einige von euch, das wissen wir alle, sind arm, haben schwer mit dem Leben zu kämpfen, ringen sozusagen von Zeit zu Zeit nach Luft. Ich bezweifle nicht, dass einige Leser dieses Buchs nicht imstande sind, all die Mittagessen zu bezahlen, die sie in Wirklichkeit verzehrt haben, oder die Kleider und Schuhe, die sich so schnell abnutzen oder schon abgetragen sind; sie konnten vielleicht nur deshalb bis hierhin lesen, weil sie geliehene oder gestohlene Zeit dazu verwendet und so ihre Gläubiger um eine Stunde betrogen haben. Es ist eine nackte Tatsache, dass manche von euch elende und niedrige Leben führen; mein Blick dafür ist durch Erfahrung geschärft. All eure Bemühungen drehen sich darum, ins Geschäft hinein- oder aus den Schulden herauszukommen, aus jenem uralten Morast, den die Römer *aes alienum* nannten, »eines anderen Kupfer«, denn einige ihrer Münzen waren aus Kupfer. Ihr lebt, ihr

sterbt, ihr werdet begraben durch das Kupfer eines anderen. Immer versprecht ihr zu bezahlen, morgen zu bezahlen, und dabei sterbt ihr heute – bankrott. Auf alle Arten versucht ihr, um Gunst und Kundschaft zu werben – nur vor Gesetzesübertretungen und Gefängnis hütet ihr euch. Ihr lügt, schmeichelt, versprecht, verkriecht euch mit eurer Höflichkeit in ein Schneckenhaus oder löst euch in eine Wolke seichter und dunstiger Großmut auf, um euren Nachbarn dazu zu bewegen, seine Schuhe oder seinen Hut, seinen Anzug oder seinen Wagen bei euch machen oder seine Gewürze von euch liefern zu lassen. Ihr macht euch krank, damit ihr etwas für eure kranken Tage zusammenspart, etwas, was man in einer alten Truhe oder in einem Strumpf hinter dem Wandbewurf versteckt, oder, um noch sicherer zu gehen, in einer Bank – egal wo, egal wie viel oder wie wenig.

Ich wundere mich manchmal darüber, dass wir so, ich möchte fast sagen, frivol sein können, uns um die schmutzige, aber etwas ferner liegende Form der Knechtschaft, die sogenannte »Negerversklavung«, zu kümmern, gibt es doch im Norden ebenso viele schlaue und findige Sklavenhalter wie im Süden. Es ist hart, einem südlichen, härter, einem nördlichen Sklavenaufseher zu unterstehen, am schlimmsten aber ist es, sein eigener Sklaventreiber zu sein. Redet mir bloß vom Göttlichen im Menschen! Schaut euch doch den Fuhrmann auf der Landstraße an, der sich bei Tag und bei Nacht zum Markt aufmacht. Offenbart sich irgendetwas Göttliches in ihm?

Seine höchste Pflicht ist es, seine Pferde zu füttern und zu tränken. Was bedeutet ihm mehr – sein Schicksal oder der Frachtverkehr? Fährt er nicht für Herrn »Nimmerrast«? Was ist göttlich, was unsterblich an ihm? Wie er sich bückt und kriecht, wie er sich den lieben langen Tag unbestimmt fürchtet; er, der weder unsterblich noch göttlich ist, sondern nur der Gefangene und Sklave der Meinung, die er über sich selbst hat und die auf seinen eigenen Taten beruht. Die öffentliche Meinung ist ein schwacher Tyrann im Vergleich zu unserer eigenen. Was ein Mensch von sich selbst denkt, ist die Bestimmung oder Vorsehung seines Schicksals. Wo ist der Wilberforce, der selbst in den westindischen Gebieten einer launenhaften Phantasie die Selbstbefreiung durchsetzt? Denken wir auch an die Damen des Landes, die bis zum jüngsten Tag Toilettenkissen stecken, um nur ja kein allzu lebhaftes Interesse an ihrem Schicksal zu verraten! Als könnte man die Zeit totschiagen, ohne die Ewigkeit zu verletzen.

Die Mehrzahl der Menschen verbringt ihr Leben in stiller Verzweiflung. Was wir Resignation nennen, ist absolute Verzweiflung. Aus der hoffnungslosen Stadt zieht man aufs hoffnungslose Land und tröstet sich mit der Tapferkeit von Nerz und Bisamratte. Eine stereotype, wenn auch unbewusste Verzweiflung ist selbst hinter den sogenannten Vergnügungen und Unterhaltungen der Menschheit verborgen. Von Vergnügen kann da aber keine Rede sein, denn das kommt nach der Arbeit. Für den Weisen aber ist es charakteristisch, nichts aus Verzweiflung zu tun.

Wenn wir uns überlegen, was nach den Worten des Katechismus das höchste Ziel des Menschen ist und worin die notwendigen Lebensbedürfnisse wirklich bestehen, so scheint es, als ob die Menschen absichtlich die gewöhnliche Art zu leben gewählt hätten, weil sie ihr vor jeder anderen den Vorzug geben. Und doch glauben sie allen Ernstes, keine Wahl mehr zu haben. Wache und gesunde Geister dagegen erinnern sich, dass die Sonne einmal ungetrübt aufgegangen ist. Es ist nie zu spät, unsere Vorurteile abzulegen. Auf keine Denk- oder Handlungsweise, sei sie auch noch so alt, kann man sich ohne vorherige Prüfung verlassen. Was heute alle Welt nachbetet oder stillschweigend als wahr gelten lässt, kann sich morgen als falsch erweisen – als Schall und Rauch, den manche für eine Wolke hielten, die düngenden Regen auf ihre Felder bringt. Was frühere Menschen für unmöglich hielten, haben wir ausprobiert, und wir stellen fest, dass es möglich ist. Alte Taten für frühere Menschen, neue Taten für die neuen. Unsere Ahnen wussten nicht, wie sie sich Brennmaterial verschaffen konnten, um ihre Feuer zu unterhalten; heute legt man ein wenig trockenes Reisig unter einen Kessel und saust um den Erdball, so schnell wie ein Vogel. Das Alter ist kein so guter, nein ein schlechterer Lehrmeister als die Jugend, denn es hat nicht so viel gewonnen, wie es verlor. Man kann mit Recht bezweifeln, ob der weiseste Mensch nur durch das Leben irgendetwas von absolutem Wert gelernt hat. In Wirklichkeit haben die Alten der Jugend keinen wertvollen

Rat zu geben. Ihre Erfahrungen sind zu unvollständig, und ihr Leben war – aus persönlichen Gründen, wie sie natürlich glauben – ein kläglicher Misserfolg. Und doch haben sie möglicherweise noch etwas Selbstvertrauen übrig, das über diese Erfahrung hinwegtäuscht; dabei sind sie ja nur weniger jung, als sie gewesen sind. Ich habe etwas über dreißig Jahre auf diesem Planeten zugebracht, und doch habe ich bislang noch nicht eine Silbe eines wertvollen oder selbst ernsthaften Ratschlags von meinen älteren Mitmenschen gehört. Sie haben mir nichts geraten, und sie sind dazu wahrscheinlich auch nicht imstande. Hier ist das Leben – ein größtenteils von mir noch nicht versuchtes Experiment. Dass sie es versuchten, nützt mir nichts. Zu keiner Erfahrung, die ich für wertvoll halte, hatten meine Ratgeber irgendetwas zu sagen.

Ein Farmer erklärte mir: »Sie können nicht allein von Pflanzenkost leben, denn sie trägt nichts zur Knochenbildung bei.« Darum widmet er gutgläubig den halben Tag der Versorgung seines Körpers mit dem Rohmaterial für Knochen. Und während er spricht, läuft er die ganze Zeit hinter seinen Ochsen her, die ihn und seinen schwankenden Pflug mit ihren durch Pflanzen genährten Knochen über alle Hindernisse hinwegzerren. Manche Dinge sind für gewisse Kreise wirkliche Notwendigkeiten, und zwar für die Hilflosen und Kranken, während sie anderen bloß als Luxus erscheinen und wieder anderen völlig unbekannt sind.

Es gibt Leute, die meinen, der ganze Bereich des menschlichen Lebens sei von ihren Vorfahren bereits in allen Höhen und Tiefen durchforscht, alle Dinge seien bereits besorgt. Laut Evelyn »hat der weise Salomo sogar für die Entfernung zwischen den Bäumen Vorschriften getroffen. Die römischen Prätores bestimmten, wie oft man den Boden seines Nachbarn betreten dürfe, um die abgefallenen Eicheln aufzulesen, und wie viel davon dem Nachbarn zustehe.« Hippokrates hat uns sogar Anweisungen hinterlassen, wie wir unsere Nägel schneiden sollen, nämlich auf Höhe der Fingerspitzen, weder kürzer noch länger. Lebensüberdruß und Langeweile, die dem Leben alle Abwechslung und Freude nehmen, sind zweifellos so alt wie Adam. Doch die menschlichen Fähigkeiten sind unermesslich. Wir können auch aus dem wenigen, was bislang versucht worden ist, nicht schließen, was noch möglich ist. Wo auch immer du bisher erfolglos gewesen bist: »Quäle dich nicht, mein Kind, denn wer soll dich für etwas verantwortlich machen, was du nicht vollbracht hast?«

Wir können unser Leben an tausend einfachen Dingen erproben, zum Beispiel daran, dass dieselbe Sonne, die meine Bohnen reift, zugleich ein ganzes System von Weltkörpern wie unsere Erde beleuchtet. Wenn ich mich daran erinnert hätte, hätte ich mir manchen Irrtum erspart. Solche Erleuchtung besaß ich nicht, als ich Bohnen hackte! Wie wunderbar sind die Dreiecke, deren Spitzen von Sternen gebildet werden! Wie verschieden, wie weit

voneinander entfernt sind die Geschöpfe in den verschiedenen Teilen des Weltalls, die sie zur selben Zeit betrachten! Die Natur und das menschliche Leben sind so vielfältig wie unsere Anlagen. Wer kann sagen, welche Aussicht sich einem anderen bietet? Wäre es nicht das größte aller Wunder, wenn man für einen Augenblick mit den Augen eines anderen sehen könnte? In einer Stunde würden wir in allen Zeiten der Welt leben, ja in allen Welten aller Zeiten! Geschichte, Poesie, Mythologie! – Ich habe über die Erfahrung anderer nichts gelesen, was so staunenswert und lehrreich wäre.

Im Grunde meines Herzens glaube ich, dass der größere Teil von dem, was meine Nachbarn für gut halten, schlecht ist, und wenn ich irgendetwas bereue, so ist es aller Wahrscheinlichkeit nach mein anständiger Lebenswandel. Was für ein Dämon beherrschte mich, dass ich mich so gut benommen habe? Sprich ruhig deine größte Weisheit aus, alter Mann, der du siebzig Jahre und mit einer gewissen Würde gelebt hast – ich höre eine unwiderstehliche Stimme, die mich von all dem fortlockt. Eine Generation lässt die andere zurück wie gestrandete Schiffe.

Ich finde, dass wir gefahrlos viel mehr vertrauen könnten. Wir sollten uns selbst gerade so viel Sorgfalt widmen, wie wir ehrlich anderen schenken. Die Natur passt sich ebenso gut unserer Schwäche an wie unserer Stärke. Die ständige Angst und Anstrengung mancher Menschen ist eine nahezu unheilbare Krankheit. Wir überschätzen die Wichtigkeit unserer Werke. Und doch: Wie vieles geschieht

ohne unser Zutun? Und wenn wir nun krank würden? Wie vorsichtig wir sind; fest entschlossen, uns nicht auf unseren Glauben zu verlassen, wenn wir es vermeiden können. Den ganzen Tag sind wir auf der Hut, abends sprechen wir unwillig unser Gebet und ergeben uns dem Ungewissen. So sehr verehren wir das Leben und hängen mit allen Fasern daran, dass wir die Möglichkeit einer Veränderung leugnen. Das ist der einzig richtige Weg, sagen wir. Und doch gibt es so viele Wege, wie wir Räden von einem Mittelpunkt aus ziehen können. Jede Veränderung wirkt auf uns wie ein Wunder. Doch solch ein Wunder vollzieht sich in jedem Augenblick. Konfuzius hat gesagt: »Zu wissen, dass wir wissen, was wir wissen, und dass wir nicht wissen, was wir nicht wissen, das ist das wahre Wissen.« Sobald auch nur ein Mensch ein Ergebnis seiner Phantasie auf ein Ergebnis seines Intellekts zurückgeführt hat, werden alle Menschen ihr Leben auf dieser Basis aufbauen, davon bin ich überzeugt.

Denken wir einen Augenblick darüber nach, worum sich die erwähnte Mühe und Sorge drehen und inwieweit es notwendig ist, uns zu bemühen oder zumindest, uns zu sorgen. Es wäre eine gute Idee, inmitten unserer Zivilisation ein einfaches Grenzerleben zu führen, bloß um die grundlegenden Lebensbedürfnisse und die Methoden ihrer Befriedigung kennenzulernen. Man könnte auch die alten Geschäftsbücher der Kaufleute durchblättern, um zu sehen, was die Menschen am meisten kauften, was vorrätig gehalten wurde, das heißt, welche Waren am wichtigsten

sind. Denn der Fortschritt der Jahrhunderte hatte nur wenig Einfluss auf die Grundgesetze der menschlichen Existenz; werden doch auch unsere Skelette von denen unserer Vorfahren wahrscheinlich nicht zu unterscheiden sein.

Mit »Lebensbedürfnisse« meine ich alles, was der Mensch durch seine eigene Arbeit erwirbt, was von Anfang an oder durch lange Gewohnheit so wichtig für das menschliche Leben geworden ist, dass, wenn überhaupt, nur im Zustand der Wildheit, aus Armut oder aus Philosophie je versucht wurde, darauf zu verzichten. Viele Wesen haben in diesem Sinne nur ein Lebensbedürfnis – Nahrung. Der Bison in der Prärie findet sie in einigen Quadratzoll schmackhaften Grases und in einem Trunk Wasser, falls er nicht den Schutz des Waldes oder den Schatten des Berges aufsucht. Kein Tier der Schöpfung braucht mehr als Nahrung und Unterschlupf. Die Lebensbedürfnisse eines Menschen in unserem Klima kann man ziemlich genau unter folgenden Rubriken zusammenfassen: Nahrung, Wohnung, Kleidung, Brennmaterial. Dann erst, wenn wir uns dieser Dinge versichert haben, können wir frei und mit einiger Aussicht auf Erfolg die wahren Probleme des Lebens erforschen. Der Mensch hat nicht nur Häuser erfunden, sondern auch Kleidung und die Zubereitung von Mahlzeiten. Und möglicherweise entstand durch die zufällige Entdeckung der Wärme des Feuers und durch ihre regelmäßige Nutzung, die anfangs ein Luxus war, unser heutiges

Bedürfnis, am Feuer zu sitzen. Auch bei Katzen und Hunden kann diese Gewohnheit beobachtet werden. Durch zweckmäßige Wohnung und Kleidung bewahren wir vernünftigerweise unsere innere Wärme. Wenn wir aber mit diesen Dingen, wie auch mit der Feuerung, nicht Maß halten, das heißt, wenn die äußere Hitze größer ist als unsere Eigenwärme, riskieren wir dann nicht, uns zu verbrennen?

Der Naturforscher Darwin berichtete folgende überraschende Beobachtung, die er in Feuerland machte: Während er und seine Begleiter warm gekleidet nah am Feuer gesessen hätten, ohne es auch nur im Geringsten zu warm zu finden, sei den nackten Wilden, die weit vom Feuer entfernt standen, »bei solchem Rösten« der Schweiß in Strömen heruntergelaufen.

Auch wissen wir, dass der Neuholländer gefahrlos nackt umherspaziert, während der Europäer in seinen Kleidern fröstelt. Ist es unmöglich, die Widerstandsfähigkeit dieser Wilden mit der Intelligenz der zivilisierten Menschen in Einklang zu bringen? Laut Liebig ist der menschliche Körper ein Ofen und Nahrung der Brennstoff, der den Verbrennungsprozess in der Lunge aufrechterhält. Bei kaltem Wetter essen wir mehr, bei warmem weniger. Die tierische Wärme ist das Produkt einer langsamen Verbrennung, und Krankheit und Tod treten ein, wenn sie zu rasch vor sich geht oder wenn aus Mangel an Brennmaterial oder Sauerstoffzufuhr das Feuer erlischt. Natürlich darf die Lebenswärme nicht mit dem Feuer

verwechselt werden; so weit zur Analogie. Es scheint also, dass der Ausdruck »tierisches Leben« mit dem Ausdruck »tierische Wärme« nahezu gleichbedeutend ist. Und wie die Nahrung als Brennstoff betrachtet werden kann, die unser inneres Feuer unterhält – und Brennstoff nur dazu dient, diese Nahrung herzustellen oder unsere Körperwärme durch Zufuhr von außen zu erhöhen –, so dienen Wohnung und Kleidung auch nur dazu, die so erzeugte und absorbierte Wärme zu bewahren.

Das Hauptbedürfnis unseres Körpers besteht also darin, warm zu bleiben, die Lebenswärme in ihm zu erhalten. Wie viel Mühe machen wir uns, nicht nur mit unserer Nahrung, Kleidung und Wohnung, sondern auch mit unseren Betten, die unsere Nachtkleider sind; berauben die Vögel ihrer Nester und ihres Gefieders, um diese Wohnung in einer Wohnung herzurichten, wie der Maulwurf, der am Ende seines Baus sein Bett aus Gras und Blättern macht. Die Armen klagen gewöhnlich über diese kalte Welt; auf Kälte, physische wie soziale, führen wir unmittelbar einen großen Teil unserer Leiden zurück. In manchen Klimazonen erlaubt die Sommerzeit den Menschen eine Art paradiesisches Leben. Brennmaterial ist dort, außer zum Kochen, nicht nötig. Die Sonne ist das Feuer, und viele Früchte sind durch ihre Strahlen ausreichend gekocht; die Nahrung überhaupt ist abwechslungsreicher und leichter zu beschaffen. Kleidung oder eine Behausung aber sind dort ganz oder teilweise entbehrlich. An zweiter Stelle stehen bei uns heutzutage, wie ich an mir selbst festgestellt habe, ein paar

Werkzeuge: ein Messer, eine Axt, ein Spaten, ein Schubkarren usw., und für den Gelehrten: eine Lampe, Schreibmaterial und der Zugang zu einigen Büchern. All diese Dinge sind für wenig Geld zu haben. Trotzdem gehen einige Dummköpfe auf die andere Seite des Erdballs in unkultivierte, ungesunde Gegenden, widmen sich dort zehn oder zwanzig Jahre lang dem Handel, damit sie leben – das heißt, sich gemütlich warm halten können –, um schließlich in Neuengland zu sterben. Die besonders Reichen sitzen nicht in behaglicher Wärme, sondern in unnatürlicher Hitze; ich sagte es schon: Sie werden gekocht, natürlich *à la mode*.

Fast jeder Luxus und viele der sogenannten Bequemlichkeiten des Lebens sind nicht nur absolut überflüssig, sondern für den Fortschritt der Menschheit geradezu hinderlich. In dieser Hinsicht haben die Weisesten immer ein einfacheres und armseliges Leben geführt als die Armen. Nie war jemand an weltlichen Gütern ärmer, an inneren Gütern reicher als die alten Philosophen in China, Indien, Persien und Griechenland. Wir wissen nicht viel über sie. Es ist erstaunlich, dass wir überhaupt so viel über sie wissen. Das Gleiche gilt für die neueren Reformer und Wohltäter späterer Völker. Nur wer den freien Blick besitzt, den freiwillige Armut eröffnet, kann unparteiisch und weise das menschliche Leben betrachten. Die Frucht eines luxuriösen Lebens ist Luxus, sei es in der Landwirtschaft, im Handel, in der Literatur oder in der Kunst. Heutzutage gibt es

Philosophieprofessoren, aber keine Philosophen. Wie man einst trefflich sein Leben verbrachte, darüber hört man heute trefflich dozieren. Geistreiche Gedanken und selbst die Gründung einer Schule machen noch keinen Philosophen. Vielmehr muss man die Weisheit so sehr lieben, dass man nach ihren Vorschriften lebt; ein Leben in Einfachheit, Unabhängigkeit, Großzügigkeit und Vertrauen. Es geht darum, einige Probleme des Lebens nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu lösen. Der Erfolg großer Gelehrter und Denker ist häufig ein höfischer Erfolg, kein königlicher oder männlicher. Mit ihrem Anpassungsvermögen schlagen sie sich kümmerlich durchs Leben, gerade wie ihre Väter, und sind in keiner Hinsicht die Erzeuger eines edleren Menschengeschlechts. Doch warum degenerieren Menschen überhaupt? Warum sterben Familien aus? Wie ist ein Luxus beschaffen, der Nationen schwächt und vernichtet? Sind wir sicher, dass nichts davon in unserem eigenen Leben vorhanden ist? Der Philosoph ist seiner Zeit voraus, selbst in der äußeren Lebensform. Er unterscheidet sich durch seine Nahrung, Wohnung, Kleidung und durch sein Wärmebedürfnis von seinen Zeitgenossen. Wie kann er Philosoph sein, wenn er keine besseren Methoden zur Erhaltung seiner Lebenswärme kennt als andere?

Wenn ein Mensch durch die verschiedenen Arten, die ich beschrieben habe, gewärmt wird, was wünscht er sich dann als Nächstes? Sicherlich nicht noch mehr Wärme derselben Art, zum Beispiel mehr und reichhaltigere Nahrung,

größere und prächtigere Häuser, bessere und elegantere Kleider oder zahlreichere, beständigere und wärmere Feuer. Wenn er die notwendigen Dinge des Lebens erlangt hat, hat er andere Möglichkeiten, als sich um das Überflüssige zu bemühen, das heißt, er kann sich jetzt an das Leben selbst wagen. Der Boden ist, wie es scheint, für die Saat geeignet, denn sie hat in der Tiefe Wurzeln geschlagen; so mag sie jetzt ihre Sprossen auch vertrauensvoll nach oben senden. Warum hat der Mensch sich so fest in der Erde verwurzelt, wenn er nicht in demselben Maße in den Himmel wachsen will? Edlere Pflanzen beurteilt man nach ihren Früchten, die sie schließlich, frei vom Erdboden, in Luft und Licht erzeugen, und werden nicht wie die niederen Nährpflanzen behandelt, die, auch wenn sie zweijährig sind, nur so lange gepflegt werden, bis ihre Wurzel ausgewachsen ist und deren oberer Teil oft gerade zu diesem Zweck ganz abgeschnitten wird, sodass die meisten sie in ihrer Blütezeit gar nicht erkennen würden.

Ich habe nicht die Absicht, starken und mutigen Naturen Vorschriften zu erteilen. Sie können ihre Angelegenheiten selbst erledigen, ob im Himmel oder in der Hölle. Sie bauen vielleicht großartiger, verschwenden freigiebiger als die Reichen und werden doch nie arm. Sie wissen selbst nicht, wie sie leben - vorausgesetzt, dass es überhaupt solche Menschen gibt. Auch zu denen rede ich nicht, die Ermutigung und Begeisterung gerade im gegenwärtigen Zustand der Dinge finden, den sie mit der Innigkeit und

dem Enthusiasmus Liebender in Ehren halten; bis zu einem gewissen Grad gehöre ich selbst zu dieser Zahl. Auch wende ich mich nicht an diejenigen, die sich, egal unter welchen Umständen, gut beschäftigen, und die wissen, ob sie sich gut beschäftigen oder nicht. Nur zu der Masse jener Menschen spreche ich, die unzufrieden sind, die sich vergeblich über die Härte ihres Schicksals oder der Zeit beklagen, während sie beides verbessern könnten. Manche Leute stöhnen und sind untröstlich, weil sie, wie sie sagen, ihre Pflicht tun. Ich denke auch an die scheinbar Reichen, die lauter wertlosen Plunder angehäuft haben, ohne zu wissen, was sie damit tun sollen oder wie sie ihn loswerden können. Sie haben sich ihre eigenen goldenen oder silbernen Fesseln geschmiedet.

Wenn ich versuchen wollte zu schildern, wie ich früher mein Leben am liebsten verbrachte, würden wahrscheinlich diejenigen meiner Leser, die meinen tatsächlichen Lebenslauf kennen, überrascht sein. Diejenigen, die gar nichts davon wissen, würden einfach staunen. Ich will nur einige Unternehmungen andeuten, an denen ich meine Freude hatte.

Bei jedem Wetter, zu jeder Tages- oder Nachtzeit versuchte ich, die Zeit zu nutzen; immer darauf bedacht, dort eine Spur zu hinterlassen, wo zwei Ewigkeiten - Vergangenheit und Zukunft - aufeinandertreffen, das heißt im gegenwärtigen Augenblick. Mit einigen Unklarheiten muss der Leser schon Nachsicht haben, denn in meinem Handwerk gibt es mehr Geheimnisse als in den meisten

anderen. Sie werden nicht vorsätzlich gehütet, sondern ergeben sich aus der Natur der Sache. Ich würde mit Freuden alles, was ich darüber weiß, mitteilen, ohne jemals »Zutritt verboten« an meine Tür zu schreiben.

Vor langer Zeit habe ich einen Jagdhund, ein rotbraunes Pferd und eine Turteltaube verloren, und ich suche sie noch immer. Ich habe vielen Wanderern von ihnen erzählt, ihnen ihre Spuren beschrieben und die Rufe, auf die sie hörten. Ein paar hatten das Bellen des Hundes oder den Hufschlag des Pferdes gehört, ja manche auch die Taube hinter einer Wolke verschwinden sehen; und sie alle waren so erpicht darauf, sie wieder einzufangen, als hätten sie sie selbst verloren.

Wir sollten nicht nur den Sonnenaufgang und die Morgendämmerung, nein, wenn möglich das Erwachen der Natur selbst erleben! Wie oft war ich, sommers wie winters, schon frühmorgens bei meiner Arbeit, noch bevor irgendein Nachbar sich zu der seinen aufmachte. Sicherlich haben mich manche meiner Mitbürger gesehen, wenn ich von meiner Beschäftigung zurückkehrte: Farmer, die in der Dämmerung nach Boston wanderten oder Holzfäller, die zur Arbeit gingen. Natürlich half ich der Sonne nicht wesentlich beim Aufgehen, aber allein meine Anwesenheit bei diesem Ereignis war zweifellos von entscheidender Bedeutung.

Wie viele Herbst- und Wintertage verbrachte ich außerhalb der Stadt, um zu hören, was der Wind sagte, und dann das Gehörte eilig weiterzutragen. Fast mein ganzes

Vermögen steckte ich hinein und verlor obendrein meinen Atem bei dem Handel, wenn ich ihm entgegendürmte. Hätte er von politischen Parteien erzählt, hätte es, verlasst euch drauf, gleich in der nächsten Zeitung gestanden. An anderen Tagen hielt ich von einem Felsvorsprung oder einer Baumkrone aus Wache, um irgendeine ungewohnte Ankunft zu telegraphieren, oder ich erwartete abends auf einem Hügel, dass der Himmel herunterfiele, damit ich ein Stückchen davon erwischen könne. Doch ich erwischte nie viel, und selbst das zerschmolz wie Manna in der Sonne.

Lange Zeit war ich Berichterstatter bei einer nicht sehr weit verbreiteten Zeitung, deren Herausgeber es bisher nicht für nötig hielt, den größeren Teil meiner Beiträge zu drucken. So machten sich meine Mühen, wie es Schriftstellern oft ergeht, nur mit meiner Arbeit bezahlt. In diesem Fall allerdings waren meine Mühen schon selbst der Lohn.

Lange Jahre hindurch war ich selbst ernannter Inspektor der Schneestürme und Regenschauer und tat gewissenhaft meine Pflicht. Ich war auch Aufseher, zwar nicht der Landstraßen, aber der Waldpfade und Feldwege, die ich in allen Jahreszeiten gangbar erhielt. Auch Schluchten überbrückte ich, wenn die Fußstapfen des Publikums zu solch nützlichem Tun ermunterten.

Ich überwachte den Wildstand der Stadt, der einem pflichttreuen Hirten zu schaffen machte, weil das Gehege oft übersprungen wurde, und ich hatte ein Auge auf die entlegenen Ecken und Winkel der Felder, wenn ich auch

nicht immer wusste, ob Jonas oder Salomo heute auf diesem oder jenem Acker arbeitete – das ging mich auch nichts an. Ich goss die roten Heidelbeeren, die Sandkirschen und den Nesselbaum, die Rottanne und die Schwarzesche, den weißen Wein und das gelbe Veilchen, die vielleicht sonst in trocknen Jahreszeiten verdorrt wären.

Kurz, so trieb ich es eine ganze Zeit und kann, ohne zu prahlen, sagen, dass ich mein Amt pflichttreu ausfüllte. Allmählich aber erkannte ich, dass meine Mitbürger gar nicht daran dachten, mich in die Stadtverwaltung zu wählen oder mir eine Pfründe mit bescheidenem Gehalt zu geben. Meine Abrechnungen, deren Genauigkeit ich beschwören kann, wurden tatsächlich nie angesehen, geschweige denn anerkannt und erst recht nicht beglichen.

Es ist noch nicht lange her, da kam ein umherziehender Indianer an die Tür eines bekannten Rechtsanwalts in meiner Nachbarschaft, um Körbe zu verkaufen. »Wollen Sie Körbe kaufen?«, fragte er. »Nein, wir haben keinen Bedarf«, war die Antwort. »Was!«, rief der Indianer, als er zur Tür hinausging. »Wollt ihr uns vielleicht verhungern lassen?« Da er gesehen hatte, dass es seinen fleißigen, weißen Nachbarn gut ging, dass der Rechtsanwalt nur Argumente zu flechten brauchte, um wie durch Zauberei Geld und eine gute Stellung zu erhalten, sagte er sich: Ich werde auch ein Geschäft anfangen – ich werde Körbe flechten, das ist etwas, was ich kann. Er dachte, wenn er die Körbe hergestellt habe, sei seine Pflicht und

Schuldigkeit getan; Pflicht und Schuldigkeit der Weißen sei es nun, seine Körbe zu kaufen. Er hatte überhaupt nicht daran gedacht, dass sein Angebot auch einen Wert für die anderen haben oder er sie zumindest überzeugen müsste, dass es so sei, oder dass er etwas anderes herstellen könnte, was anderen kaufenswert erschiene. Auch ich hatte eine Art Korb aus feinem Geflecht angefertigt, konnte aber niemanden davon überzeugen, ihn zu kaufen. Trotzdem fand ich, dass es sich lohnte, ihn zu flechten. Aber anstatt zu versuchen, ihn den Leuten anzupreisen, überlegte ich vielmehr, wie ich der Notwendigkeit entgehen könnte, ihn zu verkaufen. Es gibt nur eine Lebensweise, die von den Menschen gepriesen und als erfolgreich angesehen wird. Aber warum wollen wir von der einen so viel Aufhebens auf Kosten der anderen machen?

Als mir bewusst wurde, dass meine Mitbürger mir wahrscheinlich kein Büro im Rathaus, keine Pfarre oder irgendeinen anderen Broterwerb anbieten würden, dass ich vielmehr mir selbst helfen müsste, wandte ich mein Augenmerk mehr denn je den Wäldern zu, wo ich bekannt war. Ich beschloss, nicht zu warten, bis ich das übliche Kapital erworben hätte, sondern die spärlichen Mittel zu verwenden, die ich bereits besaß, und mein Unternehmen sofort zu beginnen. Als ich an den Walden Pond zog, war mein Ziel weder billig noch teuer zu leben, sondern möglichst ungehindert ein privates Vorhaben zu verfolgen. Mich aus Mangel an gesundem Menschenverstand,

Unternehmungsgeist oder Geschäftstalent davon abhalten zu lassen wäre weniger bedauerlich als dumm gewesen.

Ich habe mich immer bemüht, mir strenge Geschäftsprinzipien anzueignen. Sie sind für jeden unverzichtbar. Wer mit dem »Himmlischen Reich« Handel treibt, kann sich durch eine kleine Filiale an der Küste, in irgendeinem Hafen wie dem von Salem eine ausreichende Basis schaffen. Er wird jene Artikel exportieren, die im Land produziert werden: Eis, Kiefernholz und etwas Granit – daran besteht in Amerika ja kein Mangel. Das wäre keine schlechte Unternehmung. Da gilt es alle Einzelheiten persönlich zu überwachen, Lotse und Kapitän, Eigentümer und Versicherungsagent zugleich zu sein, zu kaufen, zu verkaufen und die Bücher zu führen, jeden Brief, der eingegangen ist, zu lesen, und jeden Brief, der versandt werden soll, zu schreiben und durchzulesen, das Eintreffen der importierten Waren Tag und Nacht zu überwachen, an vielen Orten der Küste fast gleichzeitig zu sein – oft wird nämlich die reichste Fracht an den Stränden von New Jersey abgeladen –, sein eigener Telegraph zu sein, unermüdlich den Horizont abzusuchen und alle Schiffe anzusprechen, die anlegen wollen, einen konstanten Warenversand aufrechtzuerhalten, um einen entfernten und kaufkräftigen Markt zu versorgen, die Schwankungen des Marktes genau zu verfolgen, überall die Aussichten auf Krieg und Frieden und die Tendenzen des Handels und der Zivilisation vorherzusehen – sich die Erkenntnisse der Entdeckungsreisen zunutze zu machen, indem man neue

Durchfahrten und alle Errungenschaften der Schifffahrt nutzt -, Karten zu studieren, sich die Lage von Riffen, neuen Leuchttürmen und Bojen einzuprägen und wieder und wieder Logarithmentafeln zu korrigieren, denn oft zerschellt ein Schiff, das im freundlichen Hafen alsbald Anker werfen sollte, infolge eines Berechnungsfehlers an einem Felsen - man denke an das rätselhafte Schicksal des Grafen La Pérouse -, Schritt zu halten mit allen Gebieten der Wissenschaft, den Lebenslauf aller großen Entdecker und Seefahrer zu studieren, aller großen Glücksritter und Weltumsegler, von Hanno und den Phöniziern an bis zum heutigen Tag. Von Zeit zu Zeit muss man auch die Lagerbestände aufnehmen, um zu wissen, wo man steht. Eine solche Arbeit kann als Prüfstein für die Fähigkeiten eines Mannes gelten - all diese Probleme von Gewinn und Verlust, von Verzinsung, Gewinnberechnung und Rabattbewilligung zu überschauen erfordert ein universelles Wissen.

Der Walden Pond schien mir ein geeigneter Ort, nicht nur wegen der Eisenbahn oder des Eishandels; er bietet auch andere Vorteile, die man, wenn man klug ist, besser nicht verrät. Der Boden ist gut, und die Lage ist günstig. Es müssen dort auch keine Nawa-Sümpfe trockengelegt werden, obwohl man überall auf selbst gefügte Fundamente bauen muss. Wenn die Nawa vereist ist, heißt es, könnte eine Sturmflut bei Westwind ganz St. Petersburg vom Erdboden fegen.

Da mein Geschäft ohne das übliche Kapital begonnen werden sollte, ist es nicht leicht zu erraten, woher die Mittel kommen sollten, die zu irgendeiner solchen Unternehmung trotzdem notwendig sind. Was die Kleidung betrifft – um gleich zum praktischen Teil der Frage zu kommen –, lassen wir uns bei ihrer Auswahl vielleicht häufiger von der Mode und der Meinung anderer als von wirklich praktischen Gesichtspunkten leiten. Wer arbeiten muss, sollte nicht vergessen, dass die Kleidung erstens zur Erhaltung der Lebenswärme und zweitens – infolge unserer heutigen sozialen Verhältnisse – zum Verhüllen der Nacktheit dienen soll. Er wird dann erkennen, wie viel notwendige oder wichtige Arbeit er verrichten kann, ohne seinem Kleiderschrank etwas hinzuzufügen. Könige und Königinnen, die ihre Gewänder nur einmal tragen, können, selbst wenn diese von einem Hoflieferanten für Herren- oder Damengarderoben angefertigt werden, gar nicht wissen, was für eine Annehmlichkeit ein Anzug ist, der wirklich sitzt. Sie sind nichts weiter als hölzerne Ständer, über die man saubere Kleider hängt. Mit jedem Tag passen sich unsere Kleider uns besser an, nehmen den Charakter des Trägers immer stärker in sich auf, bis wir uns, wenn alle ärztliche Hilfe versagt hat, nur so schwer und mit solcher Feierlichkeit von ihnen trennen wie von unseren Körpern selbst. Kein Mensch ist je in meiner Achtung gesunken, weil er einen Fleck auf seiner Kleidung hatte, und doch bin ich sicher, dass man im Allgemeinen mehr darauf bedacht ist, moderne oder wenigstens reine und